



SANNA FALCKNER

Mord mit Neckarblick

KRIMINALROMAN

GMEINER



SANNA FALCKNER

Mord mit Neckarblick

NEUANFANG MIT TODESFOLGE Manchmal muss man vor seinen Problemen davonlaufen, findet Lena, als sie zu ihrem Opa Tasso nach Heidelberg zieht. Doch so idyllisch seine Villa am Neckarufer auch ist – ihre Vergangenheit holt sie schneller ein als gedacht. Der Mann, den sie an ihrem ersten Abend in der Stadt kennenlernt, wird am nächsten Morgen ermordet aufgefunden, und bald fällt der Verdacht auf sie. Um sich zu wehren, beginnt Lena gemeinsam mit ihrem Opa und dessen gut vernetzten Freunden selbst zu ermitteln. Als Installateurin kommt sie in Wohnungen, Werkstätten und Hotels – und an Türen vorbei, die für die Polizei geschlossen bleiben. So stößt sie auf eine Initiative junger Leute, die sich für einen verantwortungsvollen Umgang mit der Stadt einsetzt, auf einen Hotelier im Existenzkampf – und auf eine junge Frau aus ihrem Umfeld, die plötzlich in Untersuchungshaft landet. Lena ist überzeugt, dass die Falsche im Gefängnis sitzt. Doch je näher sie der Wahrheit kommt, desto klarer wird: Jemand ist bereit, erneut über Leichen zu gehen ...

© Falkenhain



Sanna Falckner ist das Pseudonym einer Heidelberger Autorin, die bereits mehrere historische Krimis im Gmeiner-Verlag veröffentlicht hat. Sie lebt und arbeitet seit dreißig Jahren in Heidelberg. Die handwerkliche Begabung verfolgt sie seit ihrer Jugend und mittlerweile legt sie Fliesen oder installiert Warmwasserboiler und Armaturen in ihrem Haus. »Mord mit Neckarblick« ist der erste Band der Reihe um die ermittelnde Installateurin Lena.

SANNA FALCKNER

Mord mit Neckarblick

KRIMINALROMAN

GMEINER



Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Bei Fragen zur Produktsicherheit gemäß der Verordnung über die allgemeine Produktsicherheit (GPSR) wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2026 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Katie Chizhevskaya /
stock.adobe.com
ISBN 978-3-7349-3733-0

Personen und Handlung sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

KAPITEL 1

LENA

Nun war ich also in Heidelberg angekommen, nach all den Schwierigkeiten der letzten Monate. Ich hatte in Hamburg meinen Job aufgegeben und mir gesagt, dass so ab und an ein komplett neues Leben auch seine Vorteile haben konnte. Nein, ich lief nicht vor Problemen weg, ehrlich nicht. Ich machte nur einen klitzekleinen Ausweichschlenker.

Das Resultat war, dass ich mich zum ersten Mal seit Längerem wieder ruhig fühlte. So ganz tief im Inneren. Interessant fand ich das, zumal ich in meiner unfreiwilligen Auszeit hinter schwedischen Gardinen ja nicht wirklich viel zu tun gehabt hatte. Außer Rachepläne zu schmieden, Ausweichschlenker zu planen und mit dem Kopf gegen die Wand anzurennen. Na gut, ganz so schlimm ist es nicht, auch wenn mein Kopf aus hartem Holz ist. Aber schlimm genug ist es schon. Seit ich vorhin nun in Heidelberg durch Opas Haustür getreten war, fühlte ich mich wieder richtig frei. Ein Gefühl wie kaltes Wasser im Gesicht. Wie Schnee in den Haaren. Wie Wind auf der Haut. Ich war glücklich. Wenn man davon absah, dass mir mein Vater mit seinen Vorwürfen auf die Nerven ging. Und nicht nur damit.

Die Terrassentür quietschte erbärmlich und schob einen ganzen Haufen Blätter vor sich her, als ich sie öffnete. Opa bewohnte derzeit nur die unteren Zimmer, da war alles wie immer, also bewohnbar. Ich aber wollte den ersten Stock

zu meinem Reich machen. Ewig war ich nicht mehr hier oben gewesen. Bei meinen alljährlichen Besuchen in Heidelberg hatte ich unten im Gästezimmer gewohnt, klar, dass das nun nicht mehr reichen würde. Ich plante einen längeren Aufenthalt. So für die nächsten hundert Jahre. Mindestens.

Vorsichtig trat ich auf die kleine Dachterrasse, die über einem Erker lag, nach vorne abgerundet mit einer Steinbalustrade. Ein gleichmäßiges Rauschen von der Uferstraße drang zu mir hoch. Ich stieg über den vertrockneten Blätterhaufen und lehnte mich an die verwitterte Brüstung, spürte den unebenen Stein an meinen Unterarmen. Unter mir lag direkt am Haus ein Vorgarten, der schon so lange sich selbst überlassen wurde, dass ich mich kaum daran erinnern konnte, wie er früher mal ausgesehen hatte. Schöner jedenfalls. Ein paar Meter darunter konnte ich die Autos auf der Uferstraße sehen, eines hinter dem anderen, nicht sehr schnell, da Zone 30. Und dann, der Neckar. Das Wasser glitzerte im Licht der Nachmittagssonne, ein Ruderboot schob sich vorbei, in dem zwei Frauen im Einklang ihrer Bewegungen saßen. Gegenüber lagen Ausflugsboote, fest vertäut, und wenn ich den Blick noch etwas weiter hob, sah ich das Schloss. Majestätisch thronte es auf halber Hanghöhe und schien die Stadt zu überwachen. Oder zu beschützen, je nach Blickwinkel.

Ich seufzte. Es würde schwierig werden, diese Villa in Toplage, Stadtteil Neuenheim, vor dem Zugriff meines Vaters zu bewahren. Die Idee vom Verkauf war nicht neu. Doch seit ich beschlossen hatte, zu Opa zu ziehen, verfolgte mein Vater sie wieder voll frischer Energie. Villa verkaufen, Opa ins betreute Wohnen in der Residenz zum Parkblick, das war es, was ihm vorschwebte. Da er aber

wie immer exorbitante Vorstellungen hatte, hoffte ich, dass kein Verrückter auf die Idee kommen würde, zuzuschlagen. Es war die Villa meiner verstorbenen Großmutter mütterlicherseits. Schlechte Karten, allemal, weil angeheiratet. Bei der eigenen Familie hätte vielleicht sogar mein Vater noch einmal innegehalten und nachgedacht. Vielleicht.

Mein Bruder rief an.

»An – na – le – na!« Er hörte sich so an, als sei ich zehn Jahre verschollen gewesen, nur um jetzt auf einer einsamen Insel wieder aufzutauchen. Mit Handyempfang.

»Tho – mas!«, gab ich zurück und erntete ein leises Lachen.

»Geht's dir gut?« Tom war der Ältere von uns, deshalb musste er das fragen. Ich meine, so nach dem Motto, großer Bruder sorgt sich um kleine Schwester.

»Joa.« Ich freute mich, dass er an mich gedacht hatte. Auch wenn ich ihm über mein neues Leben noch nicht sehr viel erzählen konnte. War ja eben erst angekommen.

»Wie geht es Tasso? Wie ist das Haus?«

»Wie immer. Das Haus, meine ich. Jeder nur erdenkliche Wasserhahn außerhalb von Opas Wohnbereich tropft. Irgendwie ist es Opa zu viel, sich um die unbewohnten Räume zu kümmern, hab ich den Eindruck. Aber sonst ist er fit. Und jetzt bin ich ja hier.«

»Genau, das Tropfen sollte kein Problem für dich sein.«

Nein, war es wohl nicht. Da mein Vater den Anwaltsberuf für mich vorgesehen hatte, war ich Installateurin geworden. Genauso wie Opa, der mir meine ersten Erfolgserlebnisse als Kind beschert hatte, indem er mich mit anpacken ließ, wenn ich in den Ferien bei meinen Großeltern zu Besuch gewesen war. Mit diesem Beruf

konnte man sich nicht nur in jeder Lebenslage gut selbst helfen, man fand auch noch überall einen Job.

»Das ganze Haus hier ist ein Problem«, zumindest ging mein Wunschdenken in diese Richtung.

»Ach, komm, Lena.«

»Ernsthaft. Ich hab keine Ahnung, wie unser Vater sich das vorstellt, aber so was kauft doch kein Mensch. Das müsste auch ihm klar sein.« Mein Vater führte mit Bruderherz gemeinsam eine gut gehende Anwaltskanzlei in Hamburg und hatte es nicht nötig, Dinge unter Wert zu verkaufen, wie er immer betonte.

»Er wartet auf Investoren, die es abreißen und neu bauen.«

»Verdammt.« An so etwas hatte ich nicht gedacht.

»Wie sieht es aus mit deinem neuen Job? Ein Betrieb in der Altstadt, hattest du gesagt, oder?«

»Ich fang morgen an.«

Tom gingen offenbar die Themen aus. Mich beschlich ganz langsam das Gefühl, dass es einen Grund gab, warum er mich angerufen hatte. Deshalb schwieg ich und wartete ab.

»Sehr schön. Noch was, Lena, du wurdest nun auch offiziell in allen Punkten entlastet. Unser Vater ist mal wieder busy, kennst ihn ja. Also bin ich der, der die frohe Botschaft verkündet.«

»Und das sagst du mir erst jetzt?« Ich musste kurz die Augen schließen, um die Erleichterung, die ich bis in die letzte Zelle meines Körpers spürte, zu genießen.

»Na ja, war doch klar. Nur noch 'ne Formsache, ich dachte, das wusstest du.«

»Hat man den Täter gefunden?«

»Nein. Trotzdem, alles in Ordnung, kleine Schwester.« Am Ton seiner Stimme konnte ich hören, dass er nun doch

merkte, wie sehr mir das alles nachging. Ich atmete tief durch.

»Noch mal gut gegangen.«

»Kann man so sagen. Kann ich dich allein lassen, oder brauchst du seelische Unterstützung?«

»Depp!«

Er lachte. Dann machte er eine Pause. »Du«, sagte er schließlich, »noch was.«

Noch was.

»Deine Wohnung hier in Hamburg, weißt schon, Vater hat beschlossen, sie dir weiter zu finanzieren. Praktisch, oder? Er hat den Mietvertrag einfach übernommen, ging problemlos.«

Ich musste schon wieder die Augen schließen, dieses Mal nicht aus Erleichterung. Da war es also, das heiße Thema, das er sich bis zum Schluss aufgehoben hatte. Wusste ich es doch.

»Du hattest versprochen, sie auszuräumen und die Möbel einlagern zu lassen, bis ich alles hierher in die Villa holen kann.« Nur deshalb war ich so früh aus Hamburg aufgebrochen. Ich hatte mich auf Tom verlassen.

»So ist es doch viel praktischer.«

Es war so typisch. Ich wusste doch, dass er immer zu Vater hielt, grundsätzlich. Einfachster Weg halt. Mein Fehler.

»Okay, wenn du meinst.«

»Die Villa wird ja sowieso verkauft. Du und Tasso, ihr kommt dann nach Hamburg. Ist doch praktisch.«

Er wiederholte sich, und überhaupt, praktisch, für wen denn? Vater wollte mich offensichtlich nicht so einfach Hunderte von Kilometern wegziehen lassen. Und das nach all dem, was geschehen war. Warum hatte er kein Verständnis?

»Komm, Lena, alles gut. Wird schon werden«, hörte ich Toms Stimme an meinem Ohr. Dann legte er mit einem »Ciao« und »Grüß Tasso« auf und ich steckte das Smartphone zurück in meine Hosentasche. Auf den Ausblick hatte ich keine Lust mehr, auf die Putzerei im Haus schon gar nicht. Ich brauchte Ablenkung, wollte vor allem nicht mehr an Gefängnisse denken, ganz gleich welcher Art. Also beschloss ich, ein wenig in die Altstadt zu gehen und ein Eis zu essen oder irgendwo was zu trinken, und ging zurück in die Villa.

Drinne empfing mich ein trostloser Anblick, der einen völlig verdreckten Holzboden, ein paar altersschwache Stühle, übereinandergestapelt, und zwei zerrissene Vorhänge beinhaltete. Das einzig Saubere war mein Gepäck, ein Backpacker-Rucksack in Mintgrün und ein kleiner Trolley. Ich hatte sie dekorativ in der Mitte des Raumes abgestellt, um nicht depressiv zu werden. Ganz ehrlich, wenn ich diese Etage zu meinem neuen Zuhause machen wollte, dann lag noch viel vor mir. Aber der Blick aus den verdreckten Fenstern entschädigte mich. Immerhin waren sie noch alle intakt. Das Schlafzimmer und das Bad hatte ich nach meiner Ankunft und nach Kaffee und Kuchen mit Opa schon leidlich gesäubert, das breite Himmelbett frisch mit einem Laken und Bettwäsche bezogen. Diese stammte unten aus dem Gästezimmer, das Opa nun zu einem Esszimmer umgestalten wollte. Nicht mehr die neuesten Stücke. Da ich nur einen Halbtagsjob hatte, würde ich am morgigen Montagnachmittag als Erstes Bettwäsche und Handtücher kaufen. Okay, vielleicht waren Kissen und Bettdecke auch keine schlechte Idee, aber die würde ich lieber im Netz bestellen, denn Opa hatte zwar unten in der Garage ein Auto, aber ob er mir das so ohne Weiteres

leihen würde, wollte ich lieber noch nicht herausfinden. Es war ein altes Mercedes Cabrio, geerbt von seinem Schwiegervater, und ich hatte noch nie am Steuer sitzen dürfen. Eines nach dem anderen, dachte ich mir, und ging die knarrende dunkle Holzterasse hinunter ins Erdgeschoss.

Gut zwei Stunden später hatte ich Opas altes Fahrrad wieder so weit in Schuss, dass es zusammenhielt und mich trug. Er hatte es mir gleich nach meiner Ankunft gezeigt, extra aus einem Schuppen im Garten geholt und mit einem Lappen gewienert. Ja, Opas Prioritäten halt. Sauberes Fahrzeug war wichtiger als bewohnbares Schlafzimmer. Nur hatte er eben eine falsche Vorstellung davon, was mit einem Rad passiert, wenn man es eine gefühlte Ewigkeit nicht mehr benutzt. Okay, nun funktionierte es ja. Auch wenn die Ersatzteile, die ich im Schuppen gefunden hatte, mindestens ebenso alt wie das Rad waren und das Öl noch einen Zacken älter.

Opa hielt sein Nachmittagsschläfchen, und ich fuhr in Richtung Brücke, dann auf dem Radweg über den Neckar. Schließlich hielt ich an einer Ampel, stieg ab und überquerte den Bismarckplatz, um anschließend erst einmal durch die Fußgängerzone zu gehen. Da ich nicht wusste, wohin mich mein Weg führen würde, schob ich den Drahtesel neben mir, statt ihn irgendwo stehen zu lassen. Er gab ein zufriedenes Quietschen von sich, und ich setzte gedanklich noch einen ausgiebigen Besuch beim Fahrradhändler auf die Liste der morgigen Erledigungen. Ich bog in die Fußgängerzone ein und sofort befiel mich ein heimeliges Gefühl. Okay, Heidelberg ist nicht Hamburg, das sind zwei verschiedene Welten, aber als ich jetzt hier so ging, war ich froh über meinen Entschluss, so schnell

wie möglich herzukommen, Möbel hin, Wohnung her. So schön hier.

Viele Leute waren unterwegs und das, obwohl keine Geschäfte geöffnet hatten, Sonntag halt. Die Läden rechts und links boten Klamotten, Parfüm, Bücher und Sportartikel an. Ich kam an Bäckereien vorbei, einem Kaufhaus und einem Kaffeeladen, während ich langsam weiterging und mich nach Dingen umsah, die mir vertraut vorkamen. Am Uniplatz fesselte ein Grüppchen junger Leute meine Aufmerksamkeit. Einer, mit Mikrofon und tragbarem Verstärker ausgerüstet, hielt gerade eine flammende Rede. Ich ging näher heran, um zu lesen, was auf dem Laken stand, das einen Tapeziertisch abdeckte, auf dem sich Papierstapel und diverse benutzte Kaffeebecher befanden. »Für nachhaltigen Tourismus!«

»Das muss aufhören! Die Untere Straße hat ein echtes Problem, die Neckarwiese hat ein Problem. Feiern, Alkohol, laute Musik bis in die Puppen, das kann nicht das sein, was wir für Heidelberg wollen.«

Ich fand das, was er sagte, interessant. Und ich verstand den Ansatz, auch in Hamburg nahmen die Abschiede von Jungesellen und -gesellinnen überhand. Zum Beispiel.

Es waren etwa dreißig Leuten, einer wurde auf mich aufmerksam. Ein ziemlich großer Kerl mit freundlichem Lächeln, der mich fixierte, als habe er nach einem neuen Opfer gesucht. Mit ein paar Schritten kam er auf mich zu und drückte mir einen Flyer in die Hand, den ich mir anschaute, auf dem aber auch nicht viel mehr stand als auf dem Laken.

»Dich interessiert unsere Initiative? Ich seh es dir an, komm ein bisschen näher, du bist sicher von hier. Eine waschechte Heidelbergerin.«

Gut erkannt, dass ich für eine von irgendwoher kommende Studentin wohl zu alt war. Aber warum er mich für eine Einheimische hielt? Sein Blick ruhte eine Weile auf meinem Fahrrad, okay, das wohl. Ich ließ ihn in seinem Glauben.

»Ihr seid für nachhaltigen Tourismus?«, fragte ich wenig originell, nur um was gesagt zu haben. Und eigentlich hätte er spätestens jetzt an meiner Aussprache merken müssen, dass ich aus dem Norden kam.

»Genau. Schau dir die Altstadt an. Nach dem Wochenende gleicht sie einer Müllhalde, überall Dreck, Verpackungsmüll, Erbrochenes in den Ecken. Nicht schön für die Anwohner.«

»Sicher nicht.« Ich nickte, während ich überlegte, wie ich aus der Nummer hier unauffällig wieder rauskam. »Na, dann wünsche ich euch ...«

Er unterbrach mich, meinen Versuch des Abgangs ignorierend. »Was machst du so? Studentin?«

Na ja, das mit dem Alter hatte er wohl doch nicht ganz gecheckt. Nun fiel mir auf, dass er selbst auch nicht so jung zu sein schien wie die restliche Truppe. Langzeitstudent? Glaubte er, eine vom gleichen Schlag gefunden zu haben?

»Eher nicht«, antwortete ich. »Handwerk. Ich arbeite ab morgen als Installateurin in einem Betrieb in der Altstadt«, schob ich nach. Er jedoch wurde kurz von einer Frau aus der Gruppe abgelenkt, die seine Schulter umfasste, während sie mich musterte, als frage sie sich, was eine norddeutsche Installateurin in seinem Dunstkreis zu suchen hätte. Nichts, auch wenn er recht gut aussah, wie ich zugeben musste. Und sein Blick, der war intensiv, vielleicht auch durchdringend, das konnte ich noch nicht einschätzen, ich kannte ihn ja erst ein paar Minuten. Interessant auf jeden Fall.

»Entschuldige«, wandte er sich schließlich nach einem knappen Wortwechsel wieder an mich, berührte mich leicht am Ellbogen und führte mich ein paar Schritte von den anderen weg, wo sich der mit dem Mikrofon nun auch stimmlich zu ungeahnten Höhen aufschwang. »Es ist etwas laut hier. Hast du Lust auf ein Eis? Ich bin übrigens Patrick.«

Hm, Eis essen hatte ich ja eh vorgehabt, also warum nicht mit ihm? Auch wenn ich das Gefühl hatte, dass er die Frau brüskieren wollte, indem er mit einer anderen loszog. Ihr wütender Blick in unsere Richtung sprach Bände. »Lena«, stellte ich mich vor, und wir schlenderten los, während er mir von der Vereinigung erzählte. Der Redner war wohl ein Mathematikstudent. Die mich so eifersüchtig angeschaut hatte, hieß Bea und studierte Medizin. Ich fragte mich, was aus all dem derzeitigen Enthusiasmus für die Sache wohl werden würde, wenn sie erst fertig waren und sich in alle Winde zerstreuten. Nach Hamburg zum Beispiel.

»Es war dieser Bea gar nicht recht, dass du die Veranstaltung einfach so verlassen hast, oder?«

»Ach, sie ist eine ganz Genaue. Sie versucht, die Gruppe zusammenzuhalten, was ja auch richtig ist.« Er machte eine etwas übertriebene Handbewegung. »Aber nett, wirklich.«

»Was wollt ihr eigentlich konkret erreichen? Keine Touristen mehr in Heidelberg?«

»Nein, so radikal sind wir nicht.«

»Wie radikal denn dann?«

»Wir wollen Bewusstsein schaffen.«

»Bei wem?«

»Oh, bei den Heidelbergern, aber auch bei den Fremden.«

»Immerhin bringen Besucher auch Geld in die Kassen.«

»Natürlich, das ist ohne Zweifel wahr.«

Kurioserweise hatte Patrick mir zwar lang und breit von den Leuten erzählt, aber jetzt, wo es darum ging, was sie eigentlich antrieb, wurde er vage. Ich hatte ein wenig das Gefühl, dass ihn das Thema gar nicht wirklich interessierte.

»Braucht ihr nicht ständig Nachschub für die Gruppe? Ich meine, wenn so viele Studenten dabei sind?«

»Ja, sicher. Was glaubst du, warum ich mit dir rede?« Er lachte über seinen eigenen Scherz, und das ziemlich laut. Hörte sich aber recht gekünstelt an, so ha-ha-ha-mäßig in abgehacktem Stakkato. Andererseits hatte er eine richtig angenehm tiefe Stimme, mit leichtem Brummtönen. Passte zu dem großen Kerl.

»Du willst mich für eure Vereinigung rekrutieren?«, fragte ich mit einem Zwinkern, das ihm signalisieren sollte, dass ich seinen Scherz verstanden hatte. Also seinen Versuch eines Scherzes.

»Nein, natürlich nicht. Nur, wenn du willst.«

Im Leben nicht, dachte ich und sah mich mit dem Mikro über die Köpfe der anderen brüllen. Rettet! Opas! Villa! – wie kam ich denn jetzt auf diesen Gedanken? Lustig.

»Was studierst du denn?«, fragte ich ihn schließlich, doch auch hierauf bekam ich keine konkrete Antwort.

»Alles Mögliche.« Er winkte ab.

Wir erreichten das Ende einer langen Schlange vor einer Eisdiele. Patrick erzählte nun, dass er selbst gebürtig aus Heidelberg, zwischendrin aber auch eine Weile in der Weltgeschichte herumgekommen sei. Ich musste zugeben, es war nett mit ihm. Und vielleicht war es gar nicht schlecht, so schnell wie möglich ein paar Kontakte zu knüpfen, Freunde zu finden, auf andere Gedanken zu kommen.

Ob Patrick der richtige Ansatz hierfür war, wusste ich allerdings nicht. Denn hier und da schien er mir ein bisschen übergriffig, zum Beispiel jetzt, als er mir mein Rad abnahm und es an einen Pfeiler lehnte. Ungefragt. Dann spürte ich seinen Arm auf meinen Schultern, und das nun verursachte mir eine Gänsehaut. Wir rückten voran, das Eis kam näher. Ich schob seinen Arm von mir weg, was er wieder mit diesem Lachen quittierte.

Als wir dran waren, schaute ich mir gerade die Namen der Eiskreationen an, als er bereits über den Tresen rief: »Krokantbecher. Zweimal.«

Wieder ohne mich zu fragen. So interessant er zu sein schien, aber dieses Verhalten gefiel mir nicht. Ich meine, ich kannte das ja, das Nicht-ernst-genommen-Werden. Das war quasi Teil meiner Berufsbeschreibung, und ich hatte mir mehr als einmal schon Gehör und Respekt verschaffen müssen. Doch Patrick war anders. Er schien mir so gar nicht greifbar oder angreifbar. Mal sympathisch und dann wieder das Gegenteil. Was hätte ich jetzt sagen sollen, als die Frau hinter dem Tresen gleichzeitig zwei riesige Becher mit Nusseis füllte, Sahne drübergab und Krokant obendrauf streuselte? »Ich wollte lieber einen Milchshake?« Dann wäre ich zickig rübergekommen. Oder: »Nein danke, ich bin selber fähig, mir ein Eis zu bestellen!« So wie ich ihn einschätzte, hätte er bei diesem Spruch nur eine Braue hochgezogen. Immerhin bezahlte er alles. Irgendwie verwirrte mich seine Art.

Ich holte mein Rad, seinen Einwand ignorierend, dass man es doch stehen lassen könne, und dann gingen wir hinunter zum Neckar. Dort hatten sie den Uferbereich neu gestaltet, man konnte sich auf große Steinstufen setzen und den Enten zusehen, wie sie zwischen den Wasserpflanzen

paddelten, hier und da nach unten pickten. Das Eis war lecker. Wir plauderten immer angeregter, ich erzählte sogar von meiner erfolgreichen Anwaltssipperschaft in Hamburg. Von seiner Familie erfuhr ich hingegen nichts. Es dämmerte schon, als ich mich schließlich verabschieden wollte, und da hatte ich erneut den Eindruck, dass es nicht das war, was er erwartet hatte. Er wollte nicht akzeptieren, dass ich ging, nahm mich wie zum freundschaftlichen Abschied in den Arm. Und ließ mich nicht mehr los. Ich spürte, dass er Kraft hatte. Ganz langsam schob ich meine Hände auf seine Brust und versuchte, ihn wegzudrücken. Seine Hand umfasste meinen Nacken hart an der Schmerzgrenze und hielt mich gefühlte Minuten in Position. Scheiße! Ich biss die Zähne zusammen, aufkeimende Wut kam von ganz tief innen, als ich bemerkte, wie seine andere Hand in meinen Rücken drückte. Ich hielt dagegen und ganz unvermittelt ließ er mich gehen. Da war sie, die hochgezogene Braue. Nein, wirklich nicht, Junge, mit mir nicht.

»War ein schöner Abend«, sagte ich betont nett mit meiner erprobten Durchsetzungsstimme. Ich wollte ihn nicht durch Unfreundlichkeit noch weiter reizen. »Vielleicht sieht man sich ja mal wieder.«

Als er jetzt zu mir herunterschaute, merkte ich erst, wie groß er war. Ein Lächeln umspielte seine Mundwinkel. »Handynummer?«

Ich nannte ihm eine Fantasienummer, die er eintippte. Bevor er sie testen konnte, schwang ich mich in den Sattel. Ich winkte.

»Kannst mich ja anrufen.« Dummerweise kannte er meinen Namen, würde mich also finden, wenn er es unbedingt darauf anlegte. Ich war mir sicher, dass ich ihn nicht wiedersehen wollte. Allerdings hätte ich mir diesbezüg-

lich keine Sorgen zu machen brauchen, denn, ja, wie soll ich es sagen, am nächsten Tag war er tot. Und ich schon wieder verdächtig.

KAPITEL 2

LENA

Am folgenden Morgen gab ich Opa altem Drahtesel feierlich den Namen Theodor. Ich hatte ihn echt ins Herz geschlossen. Die Liebe zu alten Dingen hatte ich vermutlich auch von Opa geerbt. Er konnte, was seinen Beruf betraf, noch die ältesten Dinge reparieren. Was sich auch im erweiterten Bekanntenkreis herumgesprochen hatte.

Etwas später als geplant schob ich Theodor schließlich auf die Straße und schwang mich in den Sattel. Ich fuhr denselben Weg wie gestern, erst kurz am Neckar entlang, dann hielt ich mich rechts, an der Ampel links und über die Brücke. Ich war trotz allem früh dran. Dennoch rauschte neben mir erheblicher Autoverkehr, und auch Radler waren einige unterwegs. Gut, nichts im Vergleich zu Hamburg, aber doch erstaunlich viel los hier, hätte ich nicht gedacht.

In der Mitte der Brücke fesselte ein stetig blaues Blinken meine Aufmerksamkeit, das am Ufer links von mir auf der Altstadtseite zu sehen war. Ich hatte den Eindruck, dass es in der Nähe der Stelle war, an der ich gestern mit Patrick gesessen hatte. Ich bremste ab und schaute konzentrierter in die Richtung. Ein Notarztwagen stand oben auf der Straße, davor und dahinter Polizei, alle im Blinkmodus. Das eigentliche Geschehen fand offenbar unten am Ufer statt. Vermutlich ein Unfall oder Kreislaufzusammenbruch, dachte ich mir. Ein paar Ausflugsboote an der Anlegestelle davor versperrten den Blick, also fuhr ich weiter.

Ich trat in die Pedale, nahm eine Ampel später als am Tag zuvor, um schließlich in das Gassengewirr der Altstadt einzutauchen. Leider funktionierte die Klingel nicht, was meine Stimmbänder strapazierte. Theodor brauchte eine Generalüberholung, daran bestand spätestens jetzt kein Zweifel mehr. Auch das Quietschen mit undefinierbarer Ursache hörte sich zwar sympathisch an, so als wolle er mit mir reden, aber ich wusste ja, dass bei solchen Sachen Handlungsbedarf bestand. Mehr oder weniger dringend.

Vor dem Gebäude, in dessen Hinterhof sich der Betrieb meines neuen Chefs befand, bremste ich ab und stellte Theodor neben die Hauswand. Ich tätschelte seinen Sattel. Abzuschließen schien mir zwar sinnlos, aber klauen lassen wollte ich ihn mir auch nicht, meinen neuen Kumpel. Also zog ich ein altes Fahrradschloss um Rad und Rahmen und verstaute den Schlüssel im Geldbeutel.

Vor der Eingangstür zur Werkstatt blieb ich stehen, um mich noch einmal kurz zu sammeln. Ich hatte mit dem Chef bislang nur einmal zu tun gehabt, und zwar beim Vorstellungsgespräch, das wir per Telefon geführt hatten, ich in Hamburg, er hier. Es war der einzige Betrieb gewesen, der mir einen Halbtagsjob angeboten hatte, und genau das war es gewesen, was ich haben wollte. Voll einsteigen konnte ich immer noch, wenn ich wusste, ob mir der Laden gefiel, und wenn ich Opas Villa vor dem Verkauf gerettet und grundsaniert hatte. Dieses Ziel hatte immer noch erhebliche Priorität, trotz aller Widerstände. Vielleicht auch genau wegen ihnen.

Durch die alte Holztür, die irgendwann einmal blau gewesen sein musste, hörte ich Lärm, der sich als wütendes Gebrüll entpuppte, als ich sie öffnete. Der Raum, in den ich trat, war eine Werkstatt mit großer Werkbank in der

Mitte und hohen Regalen an zwei Wänden. Pappkartons in allen Größen befanden sich dort, gestapelt, nebeneinander, umgekippt und der Inhalt auf mehrere Ebenen verteilt. Drei Waschbecken lagen in den Ecken, zwei neu, eines alt.

Die Auseinandersetzung fand offenbar im angrenzenden Raum statt, und ich überlegte, was ich tun sollte. Dumm herumstehen, bis sich der Ärger gelegt hatte? Oder mich mitten reinbegeben? Ich entschied mich für die zweite Option und ging weiter, in den hinteren Bereich, wo eine Tür in ein Büro führte. Sie stand halb offen und dahinter rief eine Männerstimme nun: »Wie oft noch, hä? Wie oft noch?«

Es kam keine Antwort.

»Erst vorletzte Woche. Alle Einzelteile aufgelistet.« Es raschelte, so als suche jemand etwas in einem Papierhaufen. »Hier! Muffenstopfen, Rohr, Übergangsstücke, Verschraubungen, T-Stück und, und, und. Was fehlt, hm?« Dramatische Pause, dann noch mal einen Tick lauter als ohnehin schon: »Die Pumpe! Das Teuerste am Ganzen und du schreibst es nicht auf die Materialliste. Wie soll ich das dann in der Rechnung berücksichtigen? Wenn ich nicht alles zehnmal kontrolliere, dann gehen wir pleite, weil du die Hälfte vergisst! Und am Freitag schon wieder!«

Oh, oh, war mir auch schon passiert, so was. Und das wurde hier in einem derartigen Ton kritisiert? Bevor ich dem Fluchtreflex nachgeben konnte, betrat ich den Raum. Zwei Leute blickten mich an. Einer war ein kräftiger, aber offenbar nicht sehr großer Mann, der rechts von mir hinter einem Schreibtisch saß, beide Fäuste vor sich auf der Tischplatte, die Wangen gerötet, die dichten Brauen zusammengezogen. Also war er der wütende Part. Ihm gegenüber lehnte ein Mann, der etwa in meinem Alter sein musste,

lässig mit dem Rücken an der Wand, drahtiger Körper, ruhiger Blick, die Arme verschränkt vor der Brust. Genau mein Typ. Ein kleines Lächeln umspielte seine Lippen, als er mich mit einem Nicken begrüßte.

»Was wollen Sie hier?« Mein neuer Chef, also der am Schreibtisch, deutete mit seinem Finger auf mich, offenbar froh, seinen Ärger an einem weiteren Opfer auslassen zu können.

»Ich arbeite hier. Seit heute. Guten Morgen, übrigens.« Ich also nun voll im Durchsetzungsmodus. Ging ja nicht anders, auch wenn es mir in diesem Fall zwei Schweißperlen auf die Stirn trieb. Mein Chef blickte mich an, ich hielt seinem Blick stand. Das schien ihn zu verunsichern, er blätterte einen Stapel Papier durch und meinte schließlich: »Ah, ja, Frau Neumeier. Wir fangen hier übrigens pünktlich an.«

Ich schaute zu dem Kollegen, der mich immer noch beobachtete. Spannend, dass er so ruhig blieb, wenn der Chef ihn derart zur Socke machte. Wir tauschten nur kurz einen Blick, bevor der Mann hinter dem Schreibtisch wieder meine Aufmerksamkeit forderte.

»Nun gut, ihr fahrt zusammen zu Frau Heffler. Sämtliche Armaturen austauschen, Küche und Bad. Zeigst der Frau Neumeier bisschen, wo es langgeht bei uns.«

Ein besserwisserischer Choleriker, womit hatte ich das verdient? Ich schaute mich um, wo waren eigentlich die anderen Monteure?

»Ähm, sind wir allein?«, fragte ich irritiert. »Ich meine, nur zwei Mitarbeiter?«

»Stört Sie das?«, antwortete der Chef.

Das fing ja gut an. Der einzige Lichtblick war die Tatsache, dass ich hier jederzeit wieder aussteigen konnte.

Der Kollege bewegte sich zum Ausgang und ich folgte ihm.

»Ich heiße übrigens Lena«, sagte ich ernüchtert zu seinem Rücken.

»Marcel«, antwortete er, ohne sich umzudrehen.

Im Hof stellte ich fest, dass es zwei Kundendienstwagen gab. lteren Datums zwar, aber immerhin. Ich musste also nicht Theodor mit Werkzeug und Ersatzteilen überladen und so zu den Kunden kommen. Ich war ehrlich erleichtert, man muss sich ja auch über die kleinen Dinge des Lebens freuen können. Marcel öffnete die Fahrertür des einen Wagens und setzte sich hinters Steuer. Als ich neben ihm auf der Beifahrerseite Platz nahm, meinte er nur: »Du kennst dich noch nicht so gut aus in Heidelberg, nehme ich an?«

Das stimmte. »Bin gestern erst angekommen.«

»Dachte ich mir. Aber wann immer du fahren willst, kein Problem.« Er deutete auf das Lenkrad.

Wie nett war der denn? Das komplette Gegenteil zum Chef, oder täuschte ich mich schon wieder? So wie gestern bei diesem Patrick, den ich zuerst ganz interessant, dann irgendwann nur noch abstoßend gefunden hatte. Wir fuhren los, aus dem Hof raus, kurz durch die Altstadt und dann rechts am Bismarckplatz vorbei. Hier ging es nur langsam voran. Ich schielte zu Marcel rber, sah sein Profil, er schaute nach vorne, auf den Verkehr konzentriert. Er sagte nichts mehr, so als wolle er mir Zeit lassen, mich an ihn zu gewöhnen. Oder vielleicht auch an die ganze Situation an sich, er mein einziger Kollege und mein neuer Chef hoch cholerisch. Ich musste zugeben, dass ich etwas anderes erwartet hatte. Mein alter Betrieb in Ham-

burg kam mir in den Sinn, die Jungs, wie sie für mich eine Abschiedsparty geschmissen hatten, jeden Einzelnen hatte ich umarmt und wollte keinen mehr loslassen. Okay, bisschen Alkohol war auch im Spiel gewesen, aber trotzdem. Wir hatten gut zusammengearbeitet. Tolles Arbeitsklima. Auch während meiner Haft hatten sie zu mir gehalten, was ich nicht von jedem meiner Freunde behaupten konnte. Und nun dies hier. Ich wollte es nicht glauben, schaute frustriert aus dem Seitenfenster und suchte in meinem Gedächtnis nach den Namen der anderen infrage kommenden Betriebe, die ich in Heidelberg rausgesucht hatte. Alle halt mit Vollzeit, das war das Problem.

»Gib ihm eine Chance.«

»Was?« Ich dachte im ersten Moment, ich hätte mich verhört, hatte ich aber wohl nicht, denn Marcel fuhr fort: »Ich seh dir doch an, dass du dir gerade ausrechnest, wie lang deine Kündigungsfrist ist und wie schnell du uns wieder verlassen kannst.«

»Hmpf.« Durchschaut.

»Zumindest haben es deine fünf Vorgänger so gemacht. Vielleicht waren es auch sechs.«

»Und du? Warum bleibst du?«

Er schaute kurz zu mir rüber. »Unser Chef ist mein Onkel. Ich soll den Laden übernehmen. Wenn er ihn nicht vorher in die Pleite wirtschaftet, zu Kunden ist er manchmal nur unwesentlich freundlicher als zu uns. Wenn es ihn packt zumindest.«

»Eiwei.« Okay, ich war gerade nicht sehr geistreich mit meinen Bemerkungen, aber die Sache überrumpelte mich.

»Ich würd mich freuen, wenn du bleibst.«

Schwungvoll bog er vor der Brücke rechts ab, links tauchte der Neckar auf und weiter vorne sah ich irgend-

wann wieder das Blinken der Einsatzfahrzeuge. Die waren also immer noch dort zugange.

»Da ist was passiert«, meinte ich und deutete nach vorne, während Marcel rechts abbog und in ein Parkhaus fuhr. »Ist mir vorhin schon aufgefallen, als ich mit Theo... ähm, dem Rad über die Brücke kam.«

»Unsere Kundin weiß bestimmt mehr.«

»Warum das?«

»Sie hat die beste Sicht von ihrem Fenster aus.«

Nachdem er geparkt hatte, drückte er mir eine Drehstapelbox mit den neuen Armaturen und Kleinteilen in die Hände. Selbst trug er den Werkzeugkoffer. Wir verließen das Parkhaus und steuerten auf eine Reihe mehrstöckiger Häuser zu, die etwas zurückgesetzt standen, davor ein kleiner Park. Wir klingelten und nahmen die Treppe in den dritten Stock, wo uns Frau Heffler bereits an der offenen Tür erwartete.

»Na, wen hat es da unten auf der Straße denn dieses Mal erwischt?«, begrüßte Marcel die ältere Dame. Ich war verwundert über seinen forschenden Ton, bis ich sah, wie sie neckisch mit dem Kopf wackelte, ihn am Hinterkopf griff und zu sich herunterzog.

»Ein junger Kerl war es, sagt Emil, mein Nachbar, und der wird es wissen.« Sie ließ meinen Kollegen los, der lachte. Die zwei kannten sich nicht erst seit gestern, definitiv.

Wir betraten die Wohnung, die etwas altmodisch mit dunklen Holzmöbeln bestückt war und trotzdem sehr gemütlich wirkte. Nicht überladen, sondern genau passend, auch was den Anteil an Nippes anging, der überall verteilt war.

»Ein junger Mann?«, hakte ich nach, weil mir unklar war, was für die Frau *jung* bedeutete. Mein Opa nannte

alle unter sechzig jung, und alle unter dreißig nahm er nicht ernst.

»So in eurem Alter. Ganz tragisch, das alles, aber ich weiß leider nicht mehr. Der Emil war mit dem Hugo vorne und hat nachgeschaut.«

»Hugo?«

»Sein Hund.« Das kam von Marcel. Ich hörte an seiner Stimme, dass er sich amüsierte, doch ich selbst war längst aufmerksam geworden.

»Und was hat er gesehen?«

»Gesehen? Nichts«, antwortete unsere Kundin. »Ich hab euch Kaffee gemacht und einen kleinen Kuchen gebacken. Vielmehr zwei, die müsst ihr probieren.«

»Erst die Arbeit, dann das Vergnügen.« Das kam wieder von Marcel. Wir wechselten kurz einen Blick. Irgendwie schien er zu spüren, dass mich was beschäftigte, denn er wandte sich wieder Frau Heffler zu.

»Und sonst hat er nichts herausgefunden, der Emil mit dem Hugo?«

»Aber doch. Du kennst doch diese Vereinigung, diese jungen Leute, die sich für nachhaltigen Tourismus einsetzen. Die waren auch mal bei mir hier oben und wollten eine kleine Spende für ihre Arbeit. Sehr engagierte, nette junge Menschen.«

Ich bekam etwas weiche Knie, deshalb ließ ich mich auf einen Stuhl mit verschnörkelter Rückenlehne sinken. Sie fuhr ungerührt fort.

»Offenbar war das einer von ihnen. Ein junger Mann. Tot, einfach so. Schlimm, nicht?«

»Wie einfach so tot, Herzinfarkt oder was?«, fragte ich sie vielleicht ein wenig zu direkt, aber für Diplomatie war ich gerade zu abgelenkt.

»Das weiß ich nicht, junges Fräulein. Und überhaupt, was machen Sie denn hier?«

»Das ist meine Kollegin Lena Neumeier.« Marcel stupste mich an, sodass ich mich wieder erhob. »Ihr erster Tag heute.« Und zu mir: »Dann wollen wir mal.«

Es war fast dieselbe Stelle am Neckar, an der ich Patrick gestern verlassen hatte, soweit ich das aus der Ferne hatte beurteilen können. War es möglich, dass er ...? Aber wie und warum, er war doch sehr lebendig gewesen, als ich weggefahren war. Hatte er sich betrunken und war in den Neckar gefallen? Wie wahrscheinlich war es, dass nach uns noch ein anderer aus der Gruppe dort am Ufer gesessen hatte?

»Küche oder Bad?« Marcel zog einen der Kartons aus der Box, die ich neben der Tür abgestellt hatte.

»Küche«, antwortete ich und nahm mir das nötige Werkzeug aus dem Koffer. Den Karton mit der Armatur klemmte Marcel mir unter den Arm, während Frau Heffler vorauslief, um mir den Weg zu zeigen.

Die Arbeit ging mir routiniert von der Hand. Unter der Spüle war alles leer geräumt und penibel gewischt, so was mochte ich, auch wenn ich es in diesem Moment nicht wirklich würdigen konnte. Ich versuchte, mich ganz auf meine Aufgabe zu konzentrieren, keinen Gedanken an irgendwen sonst zuzulassen. Eckventile zu, die waren noch neu genug, die brauchte ich nicht zu tauschen, dann die flexiblen Anschlusschläuche abschrauben.

»Haben Sie einen kleinen Eimer für mich?«, fragte ich Frau Heffler, die hinter mir stand, etwas nach vorne gebeugt, die Hände auf den Knien abgestützt, mich genau beobachtend. Sie kam mit einem Eimer, ich ließ die Schläuche leerlaufen. Dann drehte ich mich auf den Rücken und

schraubte mithilfe eines Steckschlüssels die alte Armaturbefestigung ab.

»Können Sie die alte Armatur oben mal festhalten und dann ablegen, Frau Heffler? Wir wollen ja nicht, dass die ins Spülbecken kippt.« Ich hörte sie oben hantieren.

Gerade als ich aus dem Schrank kriechen wollte, hielt mir Frau Heffler die neue Armatur entgegen, die sie von der Verpackung befreit hatte. Ja, nett von ihr. Ich schob ihren ausgestreckten Arm mit der Armatur ein bisschen zur Seite und robbte raus.

»Wollen Sie nicht mal nach meinem Kollegen schauen?«, fragte ich unsere vorbildliche Kundin.

»Nee, der kann das ja, bei dem weiß ich, dass er es gut macht.«

Sollte das ein Witz sein? Ich war mir schlicht nicht sicher, bei dem Pokerface, das sie aufgesetzt hatte. Bestimmt war sie eine leidenschaftliche Kartenspielerin, beherrschte alle Tricks und Kniffe. Ich nahm ihr die Armatur aus der Hand, legte sie auf der Arbeitsfläche ab, zog die alte heraus und säuberte das Loch in der Spüle. Dann schob ich die Anschlusschläuche der neuen Armatur durch, brachte sie in die richtige Stellung, bückte mich, um sie unten festzuhalten, und meinte bemüht beiläufig: »Also ich bin hier bald so weit, wollten Sie uns nicht einen Kaffee machen?«

»Ist fertig.«

Na gut. Als ich erneut unter die Spüle kroch und mich auf den Rücken drehte, stellte ich meine Beine mit angewinkelten Knien so auf, dass sie mich nicht mehr ganz so penetrant beobachten konnte. Ich fixierte die Armaturenbefestigung wieder mithilfe eines Steckschlüssels. Dann die Schläuche an die Eckventile anschrauben, aufdrehen, fertig.

»Das wär's dann«, sagte ich, im Rauskriechen begriffen.

Da hatte Frau Heffler schon über mich drübergelangt und hing halb über mir und der Spüle.

»Kommt aber kein Wasser!«, rief sie.

Ich krabbelte um ihre Beine herum und erhob mich mit einem tiefen Schnaufen.

»Der Kollege hat den Haupthahn abgestellt. Sonst kann er im Bad nicht arbeiten.« Vermutete ich zumindest.

Ich ertete ein zufriedenes Nicken, dann tätschelte sie mich auf die Wange und deutete zu einem gedeckten Küchentisch.

»Na, dann komm mal, Mädchen. Kaffee mit Milch und Zucker?«

»Ohne alles«, antwortete ich und ihr Lächeln zeigte mir, dass ich ihre Prüfung wohl bestanden hatte. Sie schaukelte mir sehr leckeren Erdbeerkuchen auf einen Teller, der mich alles andere vergessen ließ, und tatsächlich dachte ich erst wieder an Patrick, als sie locker zu plaudern begann und mir erzählte, wie Emil mit Hugo heute vor ihrer Tür gestanden hatte. Mich machte die Geschichte unruhig. Klar, ich wollte diesen übergriffigen Typ eh nie mehr wiedersehen. Warum interessierte mich also, wer da am Neckar zu Tode gekommen war? Konnte mir doch am Allerwertesten vorbeigehen. Aber schon wieder ich und ein Toter. Das war so eine ganz ungesunde Verbindung, die ich eigentlich nicht mehr hatte erleben wollen.

Marcel gesellte sich zu uns. Nun funktionierte auch der Wasserhahn im Bad wieder. Er setzte sich und begann, das verwendete Material aufzuschreiben.

»Eine Küchenarmatur«, diktierte ich ihm und ergänzte den Hersteller mitsamt Modell, dann lächelte ich unschuldig. Er lächelte zurück und zeigte mit dem Stift auf mich, so als hätte ich den Hauptgewinn gemacht.

Frau Heffler war glücklich, herzte mich zum Abschied genauso wie Marcel und gab mir drei Stücke von dem Erdbeerkuchen mit, die sie auf eine Kuchenpappe geschoben hatte. Marcel schnappte sich den Werkzeugkoffer, ich nahm die Drehstapelbox mit den Kartons und den alten Armaturen drin. Auf dem Weg nach unten fragte ich seinen Rücken: »Sag mal, gehen alle eure Kunden so nett mit euch um? Ist ja fast wie Familie.«

Er lachte. »Sie ist eine alte Freundin meiner Großtante. Aber auch eine treue Kundin, hat uns schon in der ganzen Nachbarschaft empfohlen.«

Erst unten auf der Straße drehte er sich zu mir um.

»Das erklärt es«, sagte ich, während ich den eingepackten Kuchen, den ich in die Box gelegt hatte, daran hinderte, zwischen die Kartons zu rutschen.

»Du hast meinen Onkel ja kennengelernt. Wir bekommen kaum neue Kunden und wenn, dann schlägt er sie mit seiner Art nicht selten in die Flucht. Spätestens, wenn es unvorhergesehene Probleme gibt, die er nicht akzeptieren will.«

»Ihr haltet den Laden mit Stammkunden über Wasser.«

»Korrekt. Und auch die werden weniger.«

»Warum tust du nichts dagegen?«

Jetzt schaute er mich so an wie heute Morgen im Büro, so als versuche er, mich einzuschätzen. Eine Antwort bekam ich nicht.

»Ich meine, so kann man doch keinen Betrieb führen. Wenn dein Onkel das nicht selber erkennt, muss ihn jemand darauf hinweisen.«

Und nun lachte er wieder. Ich wollte nicht beleidigt sein, aber ein klein wenig unangebracht fand ich das schon.

»Wie wär's, du hilfst mir dabei, hm?«, meinte er schließlich.

Ich helfe dabei, ja, nun, warum eigentlich nicht? Das hier entpuppte sich als wahre Herausforderung. Und so etwas mochte ich doch eigentlich. Ablenken würde es mich sowieso. Von alten und neuen Katastrophen.

»Ich überleg es mir«, antwortete ich und steuerte auf das Parkhaus zu.

KAPITEL 3

TASSO

»Ich bin nicht stur«, sagte ich zu meiner Karla, die wie immer auf mich herunterlächelte, wie ich da auf dem Sofa saß. Das gerahmte Foto von ihr hatte einen schönen Platz an der Wand gefunden. Ein zweites stand auf meinem Nachttisch. Mehr nicht. Ich wollte nicht, dass Lena mich für verrückt hielt, aber wenn man so viele Jahre allein in einem großen Haus wohnt, dann beginnt man halt, sich Gesprächspartner zu suchen. Und die Karla, die lebt ganz tief in mir drin, die hat mich nie verlassen. Eigentlich brauchte ich kein Foto und auch kein Grab, um mit ihr zu reden.

»Ich bin auch kein alter Zausel, Karla, mal ganz ehrlich, was denkt der denn? Ich verstehe eh nicht, was unser Schwiegersohn damit meint. Wenn er neidisch ist, weil Lena lieber bei ihrem Opa wohnt als in seinem vornehmen Hamburg, dann soll er doch mal nachdenken, warum das so ist!«

Na gut, ich hatte nichts anderes erwartet von diesem Telefonat. Lenas Vater war ja nicht ohne Grund ein erfolgreicher Anwalt, der konnte reden, aber wie. Und das auch schon am frühen Morgen.

»Manchmal frage ich mich, was eigentlich unsere Elisabeth dazu sagt. Weißt du, wie oft sie mich anruft? Alle zwei Monate. In letzter Zeit nicht mal mehr das. Unser kleines Mädchen.«

Mit einem tiefen Seufzer stand ich auf und trug den Hörer vom Festnetztelefon raus in den Flur, um ihn in die Ladestation zu stellen. Das Schreiben von der Projektentwicklungsgesellschaft, die Interesse an meiner Villa hatte, behielt ich in der Hand. Lena würde nicht froh darüber sein. Ich wollte es ihr heute Mittag zu lesen geben. Das ganze Drama lief immer noch im Hintergrund, ich brachte es nicht fertig, ihr zu sagen, wie pleite ich wirklich war. Nach all dem, was sie in letzter Zeit durchgemacht hatte, wollte ich ihr ein Zuhause geben, solange sie das brauchte. Und jetzt lief mir gerade die Zeit davon.

Tasso, beruhige dich, sagte ich zu mir selbst, als ich mich wieder auf das Sofa fallen ließ. Aufregung ist nicht gut für das Herz, und das gibt sowieso immer den Takt des Lebens an. Bei mir zumindest. Ich nahm mein Smartphone vom Couchtisch, entsperrte es und öffnete die Chatgruppe, in der Hoffnung, meine vier Freunde rasch zu erreichen. Sie waren für mich da gewesen, als Lena in Haft gesessen hatte, hatten tatkräftig dazu beigetragen, dass ich sie unterstützen konnte, wo immer es ging. Für dieses neue Problem brauchte ich ihre Hilfe.

Hallo!, tippte ich. Ich brauche euren Rat. Heute Vormittag um elf zum Kaffee?

Gerne. Um was geht es denn?, bekam ich keine Minute später als Antwort von Friedrich. Unser Kommissar a. D. war also neugierig wie immer, das hatte er mit dem Renteneintritt nicht verloren. Eher im Gegenteil. Ich hatte den Eindruck, dass er seinen Beruf sehr vermisste.

Lass dich überraschen, schrieb ich.

Ich bin dabei. Mathilde saß vermutlich in dem Erker ihrer Neuenheimer Villa und hatte nichts Besseres zu tun, als im Internet zu surfen. Ihre zweitliebste Beschäftigung.